

[s.n.]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **88 (1962)**

Heft 22

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wenn Frau Musica boxt

Des Menschen Freude am Automatischen ist uralt. Schon Alexander der Große soll in Kleinasien einen von künstlichen Vögeln bewohnten Baum gefunden haben. Da Vinci baute für Franz I. einen automatischen Löwen. Vaucanson stellte 1739 in Paris eine künstliche Ente aus, die Körner pickte und angeblich verdaute; als eine Dame den renommierten Automatenbauer besuchte und ihn wortkarg und geschraubt fand, sagte sie: «Ein steifer Bursche. Ich glaube, er hat sich selber konstruiert.» Die Sensation von 1952: der Rechenroboter der Universität Manchester singt die englische Hymne.

Bis ins letzte Jahrhundert hinein hielten sich die Fürsten Wunderdoktoren, Alchimisten und Automatenmacher, verlangten von ihnen den Stein der Weisen, das Perpetuum mobile und Gold aus Blei. Vergeblich. Heute aber kann der Geschickte aus verhältnismässig unedlem Material Gold herstellen. Dank dem Musikautomaten, der Jukebox.

In Zürich ist der Inhaber und einzige Aktionär einer Automatenvertriebs-AG hochgegangen, der beschuldigt wird, mit Musikautomaten einen Millionenkampf gedreht zu haben. Man macht das ungefähr so: man kauft die Automaten

für 2500, 3000 Franken und verkauft sie mit etwa 4000 Franken Gewinn an meist einfache Leute weiter, die man für ein «einträgliches Nebenbei-Geschäft» interessiert, das keine beruflichen Voraussetzungen und Erfahrungen erfordert. Der Käufer bekommt seinen Apparat oft gar nicht zu sehen, weiß auch nicht immer, wo er steht, und so hat es denn der Zürcher Vertrieb fertiggebracht, etwa einen Automaten gleich dreimal an verschiedene Personen zu «verkaufen» und erst noch die Abschlüsse durch Kleinbanken und Kredit-Institute bevorschussen zu lassen.

Und immer wieder fallen Leute herein. Serviertöchter, Arbeiter, Invalide, kleine Sparer. Heute. Morgen. Aber: auch schon gestern. Nicht von ungefähr existiert in Zürich eine «Interessengemeinschaft der Automatenbesitzer». Die Pointe: als sich diese Gemeinschaft vor einiger Zeit mit Inseraten wehrte, betonte ausgerechnet der heute angeklagte Händler in Annoncen, bei ihm werde sauber geschäftet. Inserattitel: «Trau, schau wem.» Das kann man wohl sagen.

Ferner haben sich seinerzeit Firmen zur «Vereinigung schweizerischer Importeure von Musikautomaten» zusammengeschlossen und erklärt, ihr Ziel, die Bekämpfung unseriöser

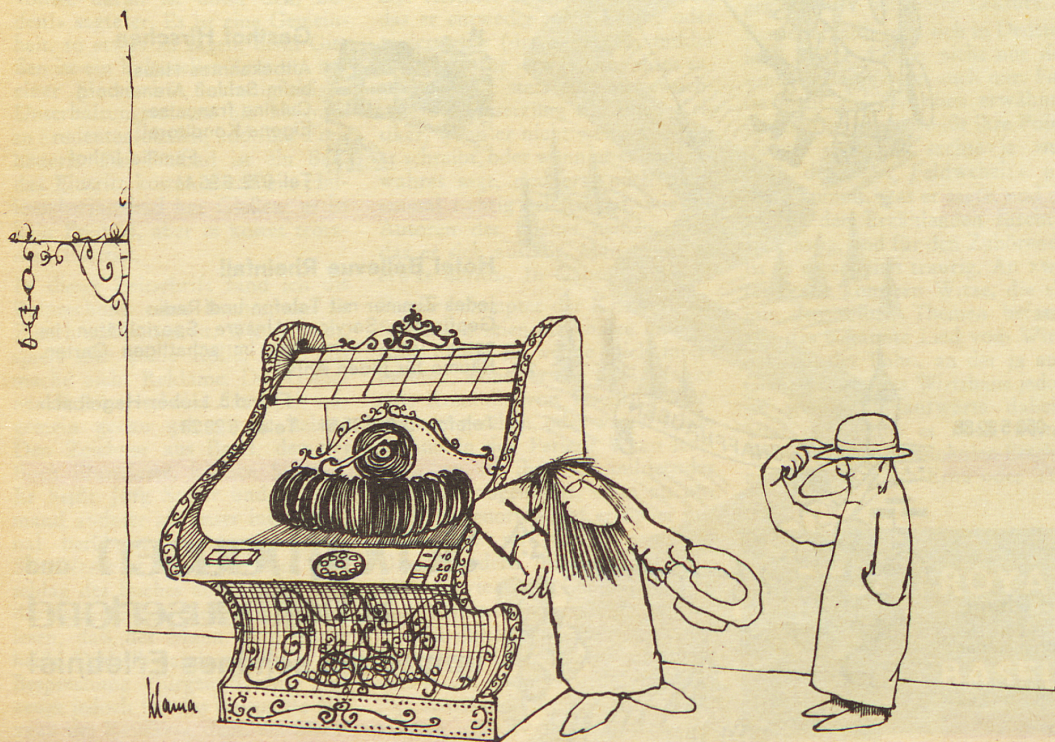
Werbemethoden, sei übrigens auch das Ziel des «Verbandes der schweizerischen Automatenbranche». Wenn selbst Händler sich gegen unfaire Berufskollegen zusammenschließen, sollte der kleine Sparer aufpassen. Sollte man meinen. Er kann ja übrigens selber ausrechnen, daß die guten Automatenplätzchen heute weitgehend besetzt sind, sein Apparat, den er nicht selber betreut, vielleicht in irgendeinem Dörfli steht und nicht einmal jenes zugesicherte Minimum einträgt, das ihn zum Renditenobjekt machen soll, obwohl er damit nach drei Jahren erst amortisiert ist. Wer lacht da? Jetzt aber kommen die Radikalinski, verdonnern sämtliche Musikautomaten in Grund und Boden, behaupten, sie vergältem einem ohnehin den Aufenthalt im Café, wo sie «Dynamit- und Sprengarbeit in einem stillen Jagdgebiet» verrichteten, der Jugend das Geld aus der Tasche lockten, während der geriebene Amerikaner Wurlitzer in Millionen wühle.

Dazu doch ein paar Worte. Gewiß, man sagt hierzulande oft einfach «Wurlitzer» statt Musikautomat. Aber bei uns stehen auch andere Apparate: Seeburg, Rock-Ola, Ami. Und als Rudolph Wurlitzer 1856 in Cincinnati ins Musikgeschäft einstieg, hatte er kaum die Lungen mit

amerikanischer Luft vollgepumpt; er war aus Schöneck, aus dem Sachsenlande eingewandert. Wurlitzer fabriziert bei weitem nicht nur Automaten, gehörte aber auf diesem Gebiete zu den Pionieren. brachte das Tonophone auf den Markt, ein münzenschluckendes automatisches Klavier mit einer gemischten Auswahl von zehn Musikstücken. Auch Orchestrions. In den zwanziger Jahren kamen die elektrischen Klaviere, an die man heute fast sentimental zurückdenkt, obwohl auch sie Münzen schluckten, aus der Mode, 1932 erst die Musikautomaten mit Schallplatten auf, und heute stehen sie in Manila, in Havanna, in Hongkong, überall. Ein Schweizer, der vor einigen Jahren Hawaii durchstreifte, kam schließlich nach Honolulu, kippte einen Drink, fuhr erstaunt herum: eine Musikbox servierte schmetternd «O mein Papa».

Musikboxen: ein Riesengeschäft. Amerika führt manchmal in einem einzigen Monat für über sieben Millionen Franken Musikautomaten aus. Nicht zu reden vom Inlandbedarf, der vor Jahrzehnten mit Gangstermethoden geschaffen worden ist. Damit aber hatte Wurlitzer nichts zu tun. Das Automatengeschäft Amerikas hat der Gangster Al Capone aufgezoogen. Mit rauen Mitteln. Der Wirt, der die angebotene «Tonschleuder» nicht akzeptierte, sah sich eines Morgens einer zertrümmerten Lokal-Einrichtung, einer von Lastwagen durchstoßenen Geschäftsfassade gegenüber. Und gab in der Regel nach. Noch heute kontrolliert ein «Syndikat» 90 Prozent der amerikanischen Automaten. Und verdient jährlich Milliarden.

Trotz allem: ich gehe manchmal ins Café und lasse mir für etwas Kleingeld ein paar Melodien aus dem Kasten speien. Pfui! Ich bin ganz betrübt, weil ich mich dessen nicht einmal schäme. Doppelpfui! Manchmal ist eine Melodie in der Box, die mir gefällt. Ein Skandal! Vielleicht von Bechet. Vielleicht von Garner. Zwischendurch sogar von einer Berliner Feuerwehrmusik. Brahms? Sehr gern, aber nicht immer. Walküre? Ja, dosiert. Manchmal aber habe ich auf anderes Appetit. Man könnte die Platten kaufen und zu Hause abspielen. Gewiß. Man könnte ja auch Kaffee kaufen und zu Hause Kaffee trinken, dann wären unsere Kaffeehäuser



leer. Schön, schön, aber wenn ich die Musikbox in Betrieb setze, dann belästige ich meine Mitmenschen. Tu ich das? Das ist mir neu. Ich weiß genau, wohin ich gehe, wenn ich in lockerer Musikboxlaune bin. Ich weiß genau, wohin ich nicht gehe, wenn ich meine Ruhe haben will. Es gibt nämlich noch immer eine ganze Anzahl musikfreie Betriebe. Und wenn ein Restaurateur merkt, daß Fernsehapparat und Box dem Umsatz schaden, stemmt er nach einiger Zeit ohnehin beides hinaus. Wie seit einiger Zeit in New York: fast ein Viertel der Restaurants und Bars haben Box und Ti-vii verkauft. In vielen Fenstern hängen Schilder: «Ungestörte Mahlzeiten – kein Fernsehen, kein Musikautomat.»

Ruhe? Freilich, die ist viel wert. Ich habe sie. Zu Hause. Auf Wanderungen. Im Walde. Vernünftiges Hobby? Danke für die Nachfrage, ich reite Steckenpferdchen, aber nicht pausenlos. Zwischendurch höre ich gern eine Musikboxplatte. Viel lieber als nichtentstörtes Radiogedudel, das mir eine Buffetochter aus der Lüneburger Heide oder so serviert, mit Knopfdrehen alle fünf Minuten und Stationensuche. Lieber als das Gebell des schlechterzogenen Hundes nebenan. Lieber als Motorenkrach. Lieber als Korridortratsch. Lieber als die Quengelei eines verwöhnten Kindes. Undsoweiter.

Verplempertes Geld? Sehen Sie, ich habe größere Beträge blödsinniger ausgegeben, und ich gratuliere jedem, dem das nie passiert ist. Musik ist, unter anderem, ein Geschäft. Die einen Automaten liefern gegen Geld Strümpfe, Zigaretten, Suppen, die andern zwei Minuten Musik. Leichte, sehr leichte Musik, zugegeben. Wenn aber jemand allen Ernstes glaubt, die schwere, ernste Musik sei keine Handelsware, dann ist es höchste Zeit, daß er die Impresari unserer hervorragendsten Künstler interviewt. Das vom Toleranzminimum dem Mitmenschen gegenüber, das mit dem Rücksichtsminimum durchaus nicht immer synchronisiert ist, lasse ich weg. Uebrigens: manchmal geht mir der Musikboxlärm auch auf die Nerven.

Lie de Montibeux

Eine edle Weindruse aus würzigem Walliser-Fendant



A. Orsat S.A.
Martigny

A song from Texas

Früher war es die Kaserne,
heute ist es die Taverne,
die als Ort und Gegenstand
männlich-mutigen Geschehens,
sozusagen unversehens,
siegreich bei uns Eingang fand.

Ueber Nacht und den Atlantik
kam die Goldrausch-Frühromantik
aus dem Wilden Westen jetzt,
musikalisch-lyrisch lärmend
von den Rocky Mountains schwärmend,
nach Europa ganz zuletzt.

Wir begegnen also wieder
dem Motiv der Galgenlieder,
textlich freilich insofern
stark verändert und verwandelt,
als es sich um Cowboys handelt,
nicht mehr à la Morgenstern.

Ungehemmt und unverdrossen
wird gehängt und scharf geschossen;
aber immer irgendwie
reitet Joe beim Glanz der Sterne
nach dem Trunk in der Taverne
weit hinaus in die Prärie.

Hier wird nunmehr notgedrungen,
anstatt heiß geliebt, gesungen,
und das Echo widerhallt ...
Die, die sich an Joe berauschen
und dem «Song from Texas» lauschen,
überläuft es heiß und kalt.

Das gilt sicher auch für Sie:
You'll be crazy, boy! – Youpea! – –

Fridolin Tschudi